MONATSSCHRIFTEN DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
XXVIII · BAND · HEFT 7

Monatshefte für Kultur und Geistesleben

1919 Juli Heft 4

ABSIT VIOLENTIA REBUS · OMNIA SPONTE FLUANT

Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C. G.
Der ganzen Reihe 28. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1919

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.



Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: FERD· JAK· SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 11 | Juli 1919 | Heft 4

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

ANGELSACHSEN UND ENGLÄNDER

Von Professor Dr. J. Koch

Man spricht heute vielfach von unsern „angelsächsischen Vettern“, von der „angelsächsischen“ Weltherrschaft, dem Bündnis der „Angelsachsen“ usw., worunter man sowohl die Bewohner Englands und die dorther gebürtigen Ansiedler in den Kolonien, als auch die überwiegende Anzahl der Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten versteht, ohne zu prüfen, ob dieser Ausdruck sprachlich berechtigt und historisch begründet ist.

Um uns hierüber Klarheit zu verschaffen, wollen wir die wohlbekannte Geschichte der germanischen Eroberung des alten Britanniens uns in großen Zügen vor Augen führen. Die von keltischen Stämmen bewohnte Insel wurde, wie man weiß, kurz vor unserer Zeitrechnung von den Römern in Besitz genommen und allmählich kolonisiert, doch, obwohl diese dort Befestigungen und Kunstbauten, die zum Teil noch heutigen Tages Spuren hinterlassen haben, anlegten, scheint das Land nie völlig romanisiert gewesen zu sein. Dieser Zustand währte bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts, wo die dort stationierten Legionen zum Schutze des Heimatlandes gegen die andrängenden Germanen abberufen wurden. Die des Waffenhandwerkes ungeübt gewordenen Briten wurden nun von den rauhen Bergvölkern der Skoten und Pikten angegriffen und schwer bedrängt. Der Überlieferung nach riefen sie germanische Seevölker, von denen die Angeln aus dem jetzigen Schleswig und die Sachsen von der Nordseeküste die bedeutendsten waren, zum Beistand herbei, die, ihrem Rufe folgend, jene Angreifer vertrieben, aber, von dem frucht-

baren Lande angelockt, nun sich selbst dort ansiedelten. Den ersten größeren Schub sandten die den Norden der kimbrischen Halbinsel bewohnenden Jüten dorthin ab, die sich im Südosten Britanniens, dem heutigen Kent, niederließen. Ihnen folgten ihre Nachbaren, die Angeln, aus dem jetzigen Schleswig, welche allmählich die nordöstliche Küste in Besitz nahmen. In den Süden fielen die an den südlichen Gestaden der Nordsee ansässigen Sachsen und Friesen ein, wo sie mit der Zeit eigene Herrschaften begründeten. Doch im Mittellande und im Westen behaupteten sich noch lange die Urbewohner, die erst im Laufe von zwei Jahrhunderten in die Berge von Wales, Cornwall und Schottland zurückgedrängt, in den übrigen Teilen, wenn nicht etwa zu Sklaven gemacht, völlig ausgerottet wurden.

Dieses langsame Vordringen zeigt einmal, daß die Eindringlinge nicht von bloßer Eroberungssucht getrieben wurden, sondern es vielmehr darauf absahen, den gewonnenen Besitz zu befestigen und für ihre immer mehr anwachsende Zahl zu erweitern. Überdies waren sie durchaus nicht immer die Angreifer, sondern hatten öfters auch keltische Einfälle abzuwehren. Anderseits geht aber aus diesen Verhältnissen hervor, daß es ihnen an einer größere Ziele verfolgenden, gemeinsamen Führung mangelte, und tatsächlich zerfielen die deutschen Stämme in allerhand kleinere Gruppen, an deren Spitze zumeist Herzöge standen, aus denen erst mit der Zeit Könige hervorgingen. Zeitweise bestanden sieben, sogar acht voneinander unabhängige Königreiche, und selbst die ursprünglichen Stammesgenossen waren gespalten: es gab Westsachsen und Ostsachsen, Ostangeln und Nordangeln oder Nordhumbrier, während die im Mittellande ansässigen Angeln ein eigenes Reich, Merkien, bildeten. Nach längeren Kämpfen wurden die kleineren, von schwächeren Fürsten beherrschten Gebiete von den mächtigeren und tatkräftigeren Königen unterdrückt und verloren ihre Selbständigkeit. Im 7. Jahrhundert erlangte dann das von Angeln gegründete Nordhumbrien die Vorherrschaft über das gesamte Land, und unter seinem König Oswald (635—42) stand es bereits in kultureller und literarischer Blüte.

Inzwischen war das Christentum in England eingeführt worden, zuerst in Kent, dem bald darauf Nordhumbrien folgte, während das gleichfalls englische Merkien am längsten widerstrebte, dessen gewalttätiger König Penda die neubekehrten Reiche mit Erfolg bekämpfte, bis unter seinen Nachfolgern auch dort die Religion des Kreuzes ihren Einzug hielt. Doch nach seiner Bekehrung, im 8. Jahrhundert, gelang es diesem Lande, die Oberhoheit über alle andern zu erringen, und besonders unter seinem weisen Könige Offa (758—96) erlangte es ein hohes Maß von Ansehen.

Aber die Herrschaft Merkiens hatte keinen langen Bestand, denn bald nach Offas Tode unterwarf Ecgberht von Wessex alle anderen Könige des Landes seinem Zepter (827), welcher Vorrang auch seinem Nachfolger verblieb. Nachdem mittlerweile die Briten und Schotten bis in die heute noch von ihren Nachkommen bewohnten Gebiete zurückgedrängt waren, zeigte sich den die Insel bewohnenden Germanen ein neuer Feind: nordische Seeräuber machten, ebenso wie in Deutschland und Frankreich, dort verheerende Einfälle, plünderten und brandschatzten das Land erbarmungslos. Da war es Aelfred, der König der Westsachsen, der diese Ein-

dringlinge nach heftigen Kämpfen vertrieb und seinem durch seine wahrhaft landesväterliche Herrschweise mächtig emporstrebenden Reiche die von Ecgberht errungene Oberhoheit sicherte.

Diese Stellung behielt Westsachsen, bis ein anderes Volk, die französierten Normannen, erobernd von England Besitz nahmen, freilich mit der Unterbrechung von ein paar Jahrzehnten, als der Dänenkönig Knut die durch längere friedliche Verhältnisse des Kampfes entwöhnten und durch innere Uneinigkeit geschwächten Angeln und Sachsen seiner anfangs grausamen, dann aber verständigeren Regierung (1017—35) untertan machte. Als seine unwürdigen Nachfolger schnell dahinsanken, wurde der Sohn des vertriebenen Sachsenkönigs Eadward der Bekenner wieder auf den Thron gesetzt. Allein, das Heldenzeitalter Englands war vorüber; nach der schwachen, die Ausländer begünstigenden Regierung dieses frommen Fürsten setzte sein Schwager Harald sich die Krone auf, nur um sie kurz darauf, allerdings tapfer kämpfend, gegen den normannischen Eroberer zugleich mit seinem Leben zu verlieren. Er war der letzte Fürst rein germanischer Abstammung.

Machen wir hier für den Augenblick Halt in diesen geschichtlichen Betrachtungen, aus denen u. a. hervorgeht, daß es einen einheitlichen Staat der „Angelsachsen" im festländischen Sinne kaum gegeben hat, sondern, daß bald der eine Stamm der germanischen Ansiedler, bald der andere die Oberherrschaft an sich riß, ohne jedoch die Fürsten der anderen Gebiete zu entthronen. Gleichzeitig übernahm aber die neue Vormacht, wie wir hinzusetzen können, auch in der Literatur die Führung. Der Name Angelsachsen selbst ist ein späterer gelehrter Ausdruck, der sich nur gelegentlich in den lateinschreibenden Autoren der älteren Zeit vorfindet, die Bewohner des Landes nannten sich vielmehr nach ihrer Stammzugehörigkeit Angeln, Sachsen, Merkier usw., oder, wenn sie die Gesamtheit bezeichnen wollten, Engländer, ihr Gebiet Engla Land, nach dem Volke, welches zuerst die Vorherrschaft erlangte. Diesem Beispiel sollte man folgen, worin einige Gelehrte von Bedeutung vorangegangen sind, während andere allerdings, trotz Würdigung jener Tatsachen, die Benennung „Angelsachsen", wohl der deutlicheren Unterscheidung wegen, beibehalten haben. Dasselbe gilt von der Sprache, die nie eine einheitliche gewesen ist, sondern je nach den Stämmen in Dialekte zerfiel. Auch für die späteren Jahrhunderte blieben diese Verhältnisse bestehen, und erst mit dem 15. Jahrhundert begann sich eine einheitliche Schriftsprache, ganz wie in Deutschland, heranzubilden. Dementsprechend sollte man die Landesbewohner von vornherein Engländer und die der ältesten Zeit Altengländer statt Angelsachsen benennen.

Indes ist dieser Punkt von verhältnismäßig geringerer Bedeutung als die ferneren Erwägungen zur Beantwortung der eingangs aufgeworfenen Frage; denn die vorhin angeführten Tatsachen lassen uns wohl den geschichtlichen Entwicklungsgang des altenglischen Volkes erkennen, aber nicht den von ihm erreichten Kulturstand und sein inneres Wesen. Dasselbe gilt von des ehrwürdigen Beda († 755) Kirchengeschichte, wenn er gelegentlich auch über weltliche Ereignisse berichtet.

Am besten sind wir über das religiöse Leben unterrichtet, so daß wir uns ein deutliches Bild von Auffassungs- und Denkweise der Altengländer in dieser Hinsicht machen können, aus dem hier einige bezeichnende Züge mitgeteilt seien. Wie innig die Altengländer die neue Lehre des Christentums erfaßten, beweist u. a., daß sie selbst Apostel zur Bekehrung der Deutschen entsenden, unter denen besonders Winfried, alias Bonifacius, hervorragte. Verschiedene Könige unterstützten den Eifer ihrer Geistlichen durch Gründung zahlreicher Kirchen, Klöster und Klosterschulen, vor allen aber Aelfred von Wessex mit dem Beinamen des Großen, der in seiner nach Besiegung der Dänen friedfertigen Regierung einzig darauf bedacht war, die Wohlfahrt seines engeren Reiches auch auf geistigem und geistlichem Gebiete zu heben, zu welchem Zwecke er selbst lehrhafte Werke aus dem Lateinischen in die Muttersprache übertrug. Andere Fürsten entsagten dem Throne und gingen in ein Kloster, während Ini von Wessex die Krone niederlegte, um eine Wallfahrt nach Rom anzutreten, und Eadward von Ostanglien, ein zweiter St. Sebastian, den Märtyrertod von den Händen der heidnischen Nordseeräuber erlitt.

Auch über die Verfassung und die sozialen Einrichtungen in Altengland besitzen wir wichtige Quellen in den Gesetzen verschiedener Könige, die uns in Aelfreds Sammlung überliefert sind. Allerdings galten diese nur für die spätere Zeit, lassen jedoch deutlich ihren urgermanischen Charakter erkennen. Nur einzelne Züge seien hier herausgegriffen, die auch auf diesem Gebiete eine gewisse Milde der Auffassungsweise kundtun. So waren die alten Gesetzgeber bestrebt, die früher geforderte Blutrache durch umfassendere Einführung des Wergeldes zu verdrängen. Die Eigenmächtigkeit des Königs war durch den ihm beigegebenen Rat der Weisen — witena gemôt — den Vorläufer des späteren Parlaments, gemäßigt, der aus der mit dem Heerfürsten innig auf Leben und Tod verbundenen Gefolgschaft der Königsdegen hervorgegangen war. Und ebenso, wie uns Tacitus von den Germanen seiner Zeit berichtet, stand in England die Frau in hohem Ansehen.

Gestatten uns diese Verordnungen und Aufzeichnungen einen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte vor dem Sturz des altenglischen Königtums und geben uns einigen Aufschluß über die Beweggründe zu der Handlungsweise der Fürsten, so erfahren wir daraus doch nur wenig über die ältesten Zustände und so gut wie nichts über das Gefühlsleben des Volkes. Hierfür bieten aber die Dichtungen der Altengländer eine höchst willkommene Ergänzung. Zwar stammen die Niederschriften dieser auch erst aus jüngerer Zeit, doch ist ihr älterer Ursprung unzweifelhaft erkennbar, und mögen manche der überlieferten Stücke auch nur lückenhaft erhalten und gewiß viele gänzlich verloren sein, so ist doch noch genug vorhanden, um uns eine deutliche Vorstellung von der Kultur und dem Seelenleben in Altengland zu machen. Vor allem ist das Beowulflied, das einzige bekannte germanische Epos aus der Zeit der Völkerwanderung, reich an derartigen Zügen, die in einer vor wenigen Jahren erschienenen Abhandlung umfassend zusammengestellt worden sind[1]. Die Zeit der

[1] J. Müller, das Kulturbild des Beowulfepos, Halle 1914.

Abfassung dieser Dichtung ist freilich erst um das Jahr 730 anzusetzen, doch weist die Mischung von Christentum mit heidnischen Nachklängen auf eine um mindestens ein Jahrhundert frühere Periode hin. Der Stoff des Beowulfliedes ist nun merkwürdigerweise nicht englisch, sondern stammt von den skandinavischen Küsten und ist jedenfalls noch nicht mit der ersten Einwanderung mitgebracht, sondern erst während der späteren Zuzüge, wohl von der norddeutschen Küste, eingeführt worden. Das ist keineswegs unwahrscheinlich, da auch andere Heldensagen ähnliche Wanderungen durchgemacht haben. So ist die niederrheinische Siegfriedsmythe einerseits nach dem Norden, anderseits nach der Donau gezogen, wo sie später die Ausgestaltung zum herrlichen Nibelungenliede erhielt. Das oberdeutsche, freilich dort nur in lateinischer Fassung überlieferte Lied von Walther von Aquitanien ist gleichfalls nach England gelangt, wo ein paar Fragmente desselben erhalten sind. Doch daß trotz seines skandinavischen Ursprungs das Beowulfslied altenglische Verhältnisse widerspiegelt, geht aus einem Vergleich mit der deutschen, soweit uns diese aus der älteren Zeit überkommen ist, und mit der jüngeren nordischen, noch rein heidnischen Epik hervor, so daß wir das Kulturbild, welches es uns entwirft, ohne Zweifel als englisch ansehen können. Der Held desselben, eine Mischung aus der alten Gottheit Beowa mit einem historischen Beowulf, der um 500 lebte, ein Geate, kommt zu Schiff mit seiner Gefolgschaft zum Dänenkönig Hrothgar, um ihn von einem Meerungeheuer, Grendel mit Namen, das seine Mannen verschlingt, zu befreien. Im schweren Ringkampfe reißt der starke Held diesem Arm und Achsel aus, und als darauf Grendels Mutter zur Rache ihres Sohnes dessen Greueltaten fortsetzt, verfolgt er sie bis auf den Meeresgrund, wo er sie nach furchtbarem Ringen erschlägt. Vom dankbaren Hrothgar mit Schätzen reich belohnt, kehrt Beowulf in seine Heimat an den Hof des Königs Hygelac zurück, dessen Nachfolger er wird. Nach segensreicher Regierung erschlägt er als Greis einen Drachen, der sein Land verheert, findet dabei aber selbst den Tod.

Die im Beowulfsliede enthaltenen Sittenschilderungen zeigen uns den König als Mittelpunkt des höfischen Lebens, umgeben von der Gefolgschaft, die ihm Treue bis in den Tod bewahrt, während den Treulosen ewige Schmach trifft, wie diese germanische Tugend auch so herrlich unser Nibelungenlied feiert. Er ist ihr Ernährer (hlâfweard = Brotherr) und beschenkt seine Mannen reichlich, wenn sie mit ihm abendlich im Metsaale sitzen, worauf die Königin erscheint, den vorzüglichsten Recken den Becher kredenzt und Gaben an sie verteilt. Dort tritt auch der Sänger mit der Harfe, dem „Lustholz", auf, von den wackeren Zechern mit Jubel begrüßt.

Die Dichtung ist zwar keine ganz einheitliche, zumal darin verschiedene Episoden und Anspielungen auf andere Sagenkreise eingeschaltet sind, bietet jedoch einige große dichterische Schönheiten. Zwiespältig darin ist auch die religiöse Anschauung. Der Verfasser oder Redaktor, wenn man will, ist freilich ein Christ und bringt gern christliche Betrachtungen vor, aber nirgends zeigt sich christliche Demut, und manche Züge, wie die feierliche Leichenverbrennung, die Blutrache und der Dämonenglaube, erinnern noch stark an die heidnische Vorzeit.

Die Degen finden Freude am Kampf um des Kampfes willen und kennen keine Todesfurcht. Sie streben nach dem Ruhme eines tapferen Helden und sind begierig,

Beute und Schätze zu erringen. Doch wird auch Weisheit geschätzt und kluge Rede bewundert. Vom gemeinen Mann ist jedoch im Beowulf nur vorübergehend die Rede: wir haben es also mit einer höfischen Dichtung zu tun. Ähnlich wie im Beowulf ist auch die Darstellung in der sonst noch erhaltenen englischen Epik, so im tragischen Fragment vom Kampf bei Finnsburg, in dem in die Sachsenchronik eingeflochtenen historischen Lied vom Siege Aethelstans bei Brunnanburh und im Lied von Byrhtnoths Tod.

Wenn die obige Darstellung nun auch im wesentlichen Merkmale anführt, die gemein-germanisch sind, so enthält der Beowulf doch Eigentümlichkeiten, die sich weder in den altdeutschen, noch viel weniger in der altnordischen Epik vorfinden. Das Ganze durchweht eine schwermütig ernste Stimmung: Klagen um die Toten erschallen, und Naturschilderungen düsterer Landschaften werden eingeflochten. Der Dichter beschreibt die Schrecken des Meeres und preist als Gegensatz die strahlende Sonne. Die deutschen Recken dagegen sind rauh und trotzig und spotten grausam der Wunden; die der Edda sind blutdürstig, fast unmenschlich, und Tücke und Hinterlist finden dort keinen Tadel.

Nun steht die elegische Stimmung des Beowulf keineswegs vereinzelt da, sondern spricht auch eindringlich aus der noch erhaltenen weltlichen Lyrik: ein Held stellt wehmütige Betrachtungen über die Trümmer einer verwüsteten Stadt an; ein Wanderer klagt über den Tod seiner Verwandten und Freunde, ein Seefahrer über die Vergänglichkeit des Irdischen und die Einsamkeit des Meeres, und schmerzlich sind auch die Klagen einer verbannten Frau.

Auch die christliche Dichtung in Altengland, die an Umfang und Bedeutung, obwohl von manchen Stücken nur Bruchstücke vorhanden sind, die aller andern Germanen überragt, läßt deutlich dieselben Grundzüge wie die weltliche Literatur erkennen. Die theologische Überlieferung frei ausgestaltend, stellt die geistliche Epik uns Gott als glorreichen Herrscher, Christus als siegreichen Kämpfer gegen die abtrünnigen Engel dar, die er in den Höllenpfuhl hinabstürzt. In der „Exodus" erscheint uns Moses wie ein altenglischer Heerführer, in der „Judith" wird die Beschreibung der Schlacht nach Art der Heldendichtung erweitert, und wie dort läßt das Nahen des Wolfes, des Adlers und des Rabens das bevorstehende Unheil ahnen. In der „Genesis" erhebt sich die Erzählung von der Schöpfung der Welt zu poetischer Schönheit, und der unbekannte Dichter des „Traumgesichts vom Kreuze" beklagt schwermütig seine verlorene Jugend. Das Streben nach geistbildender Beschäftigung und sittlicher Belehrung spricht aus den Sammlungen von Denksprüchen und Rätseln, deren eine dem größten christlichen Dichter Kynewulf zugeschrieben wird, und selbst in den ernst mahnenden Homilien Aelfriks klingt poetische Form in die Prosa hinein.

Aus diesen, der leichteren Übersicht halber mehr andeutenden als eindringlichen Ausführungen ersehen wir, daß das Bild des Kulturzustandes und des Gefühlslebens der Altengländer, welches wir der Literatur entnehmen, durchaus dem aus den geschichtlichen Betrachtungen gewonnenen entspricht. Es ist ein Volk voll Strebens nach hoher sittlicher Bildung, von Kampfeslust beseelt, aber gleichzeitig

von ernster, schwermütiger, fast weicher Gemütsart. Mag uns die Geschichte auch von mancher Untat, namentlich der früheren Könige, berichten, so dürfen wir solche doch mit Hinblick auf die noch rohen Zustände der älteren Zeit nicht zu schroff beurteilen, ist doch auch unser großer Kaiser Karl nicht ohne Blutschuld geblieben! Im ganzen zeigen jedoch die Fürsten nach erfolgter Christianisierung eine milde Denkungsart und tief religiöse Neigung. Doch kämpfen sie vom Feinde bedrängt kriegsmutig an der Spitze ihrer Gefolgschaft, die sich pflichtgetreu für sie aufopfert oder ihren Tod rächt.

Nehmen wir nun den Gang der Geschichte von unserem Haltepunkt wieder auf, so sehen wir eine gewaltige Wandlung in diesen Verhältnissen. Wilhelm, der wilde Sprößling der starken Normannenherzöge, Abkömmlinge der nordischen Wikinger, setzt mit Waffengewalt seine Ansprüche auf den englischen Thron nach Besiegung Haralds (1066) durch, und ein neues Geschlecht zieht in das Land der Angeln und Sachsen ein, die, in der letzten Zeit weniger widerstandsfähig geworden, sich wie vorher den Dänen, jetzt den ebenso harten Eindringlingen unterwerfen. Ehren und Ämter werden den normännischen Gefolgsleuten zuteil, die weicheren Engländer werden überall zurückgedrängt. Auch die heimischen Geistlichen werden durch solche des Eroberervolkes ersetzt, und das Feudalsystem wird strenge durchgeführt. Stark war Wilhelms Regierung, und mit fester Hand warf er auch den Widerstand seiner aufsässigen Barone nieder. Die normannisch-französische Sprache erlangte in allen vornehmen Kreisen die Herrschaft, die englische blieb mehr und mehr auf die niederen Volksschichten beschränkt.

Stark war auch sein Nachfolger, Wilhelm der Rote, doch despotisch, und willkürlich und habgierig erpreßte er Geld vom Volk und von den Geistlichen, wodurch er allgemeinen Haß erregte, so daß sich niemand wunderte, als er erschlagen im Walde gefunden wurde. Unter Heinrich I., seinem Bruder, begann sich eine Annäherung zwischen den Normannen, deren Zahl durch Zuzug von Kaufleuten und Handwerkern vermehrt wurde, und dem englischen Volke anzubahnen, doch blieb noch lange das Französische die Sprache der herrschenden Klassen.

Da Heinrich ohne männlichen Erben (sein einziger Sohn war auf einer Meerfahrt ertrunken) starb, kam nach der unheilvollen Regierung Stephans von Blois ein anderes, doch durch Heirat verwandtes, Geschlecht auf den englischen Thron, das Haus Anjou oder Plantagenet, so nach seinem Abzeichen, dem Ginsterzweig, genannt, dessen Vorfahren sich durch kriegerische Taten, aber auch durch Grausamkeit und Despotismus ausgezeichnet hatten. Der erste dieser war Heinrich II., der Sohn eines Grafen von Anjou und einer Tochter Heinrichs I., die mit Stephan lange Zeit um die königliche Erbschaft gestritten hatte. Durch Erbschaft und Heirat war dem jungen Könige reicher französischer Besitz, die Normandie, Anjou, Aquitanien, kurz, fast ein Drittel des heutigen Frankreichs zugefallen. Heinrich, derb in seiner Art, unterdrückte rücksichtslos Adel und Kirche, um sein eigenes Ansehen und die Macht des Königtums zu heben, doch förderte er die allgemeine Rechtspflege in seinem Reiche und streckte zuerst seine Hand nach dem benachbarten Irland aus. Sein schroffes Auftreten gegen die Geistlichkeit brachte ihn in

einen Streit mit dem Verfechter des Papsttums, dem Erzbischof Thomas von Canterbury, der auf sein Anstiften erschlagen ward. Von Rom in den Bann getan, mußte er sich unterwerfen, und der Aufruhr seiner Söhne verbitterte die letzten Jahre seines Lebens.

Sein Sohn Richard, mit dem Beinamen Löwenherz, ist der echte Typus des Neuengländers: zwar mutig, tapfer, und zuweilen edelmütig, aber ebenso rücksichtslos und anmaßend. Am dritten Kreuzzug beteiligte er sich weniger aus religiöser Schwärmerei als aus Abenteuer- und Beutelust. Wie er Leopolds von Österreich Fahne niederreißen ließ und von diesem bei seiner Heimkehr gefangen genommen wurde, ist auch aus der deutschen Geschichte bekannt. Von seinen eigenen Untertanen erpreßte er habgierig Schätze. Brutal und gleichgültig gegen Ehre, verließ er sich auf sein Söldnerheer, an dessen Spitze er bei einer Belagerung den Tod fand. Sein Bruder Johann, der ihm in der Regierung folgte, vereinigte trotz äußerer Vorzüge alle schlechten Eigenschaften seines Hauses in sich: Frechheit, Selbstsucht, Buhlerei, Grausamkeit, Tyrannei, Schamlosigkeit gegen Ehre und Wahrheit.[1] Vom Papst wie sein Vater in den Bann getan, mußte er sich unterwerfen, und vom Adel gehaßt und verlassen, war er gezwungen, sich zu demütigen und den Freibrief der englischen Verfassung zu unterschreiben. Sein Sohn, Heinrich III., der als Kind den englischen Thron bestieg, unterschied sich nicht wesentlich von ihm. Er war ohne jedes politische Verständnis und ohne geistige Größe. Falsch, eitel und genußsüchtig, bevorzugte er ausländische Günstlinge, und da er in fortwährendem Streit mit den Großen seines Reiches und der Kirche lag, seufzte das Land unter seiner langen Mißregierung.

Mit Eduard I., seinem Sohne, gelangte ein kräftigerer und verständigerer Herrscher auf den englischen Thron. Er war, wie ein englischer Historiker[1] sagt, der typische Vertreter seines Geschlechts: „eigensinnig und herrisch wie sein Volk, fest auf seinen Rechten bestehend, unzähmbar im Stolz, hartnäckig, verbissen, langsam von Begriff, kleinlich im Mitgefühl, aber im ganzen gerecht, arbeitsam, gewissenhaft, mäßig, ehrerbietig, wo es die Pflicht gebot, fromm. Er hatte die wilde Rücksichtslosigkeit des Hauses Anjou geerbt, und seine Strafen waren mitleidlos.“ Er eroberte das noch unabhängige Wales, das er endgültig mit England vereinigte, und war siegreich gegen die Schotten, welcher Vorteil aber unter seinem Sohne, dem Schwächling Eduard II., wieder verloren ging. Die Unfähigkeit dieses Fürsten brachte den Adel zur Empörung, und selbst von seiner Gattin verlassen, mußte er in seine Absetzung einwilligen und starb elend im Gefängnis. Bessere Zeiten schienen für England unter seinem Sohne, Eduard III., zu nahen, doch obwohl seine Regierung in mancher Hinsicht, so durch Förderung der Gewerbe, vorteilhaft für das Land war, dessen Wohlstand er hob, und obwohl er durch ritterliche Unternehmungen und glänzende Siege gegen Schottland und Frankreich Ruhm und Ansehen gewann, brachte er es doch durch die langwierigen Kriege, besonders durch den Streit um die französische Erbfolge,

---

[1] J. R. Green in ‘A Short History of the English People’, dessen Beurteilungen auch an andern Stellen wiedergegeben sind.

der mit Unterbrechungen fast 100 Jahre fortgesetzt wurde, an den Rand des Abgrundes. Zur Unterstützung der fortwährenden Kriege erhob er rücksichtslos schwer drückende Steuern. Dazu kam das schlechte Beispiel, das der Hof in sittlicher Hinsicht gab, und der Verfall der Kirche, die weltliche Vorteile suchte, so daß im Volke eine allgemeine Unzufriedenheit herrschte. Mit dieser Stimmung fällt das Auftreten des ersten Reformators Wiclif zusammen, der Kirchenlehre und Geistlichkeit zu bessern suchte. Der Unwille des Bauern- und Arbeiterstandes brach allerdings erst unter der Regierung von Eduards Enkel, Richard II., der im Knabenalter den Thron bestieg, in offenen Aufruhr aus, und wenn dieser auch durch das Eingreifen des jungen Königs unterdrückt wurde, vermochte Richard doch nicht für die Dauer das Vertrauen des Volkes und der Großen des Landes zu gewinnen. Launisch und despotisch regierend, entfremdete er sich diese mehr und mehr, und ähnlich wie sein Urgroßvater starb er entthront im Gefängnis.

Doch ist es jetzt Zeit, eine Pause im Überblick über die politische Geschichte des Landes und seines Königshauses zu machen, um den Entwicklungsgang der Literatur und Sprache in Umrissen zu verfolgen. Es ist begreiflich, daß im ersten Jahrhundert nach der normännischen Eroberung das englische Schrifttum, von den maßgebenden Kreisen unverstanden und mißachtet, daniederlag, wohingegen lateinisch geschriebene Werke verschiedener Art und französische Dichtungen, in dem sich hier herausbildenden anglo-normännischen Dialekt abgefaßt, eine gewisse Bedeutung und Einfluß auf die spätere englische Poesie erlangten. Aus dem 13. Jahrhundert ist uns indes eine Anzahl von Dichtungen in der Landessprache erhalten, von denen jedoch kaum eine über die Mittelmäßigkeit hinausragt. Vereinzelt werden noch heimische Stoffe in der Epik, so in Layamons „Brut", der die sagenhafte Vorgeschichte Britanniens, auf keltische Quellen zurückgehend, behandelt, und manche Züge in den meist rohen Machwerken erinnern noch an die altenglische Heldendichtung. Doch statt des alten Stabreims als Träger des Verses, der nur vorübergehend noch einmal, Ende des 14. Jahrhunderts, im nördlichen Gebiet wieder auflebt, dringt der romanische Endreim von nun ab in die englische Poesie ein. Neben dem „Brut" mögen noch die Lieder von König Horn und Havelok dem Dänen als heimischen Ursprungs genannt werden, obwohl auch in diesen ziemlich rohen Erzeugnissen bereits französischer Einfluß bemerkbar ist. Außer der Epik werden auch moralische und religiöse Stoffe bearbeitet, namentlich Legenden, deren Verse jedoch nach fremden Mustern aufgebaut sind. Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts wächst die englische Literatur an Umfang und Mannigfaltigkeit, doch sind die Stoffe der Dichtungen dieser Periode, bis auf die der Verschroniken, fast durchweg dem Auslande entlehnt oder sind geradezu Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen. Wir haben da französische Ritter- und Abenteuerromane, die fabelhaften Geschichten von Alexander dem Großen und von Troja, die Karls- und die Artussagen, aber eine reiche höfische Minnepoesie wie in Deutschland und den romanischen Ländern hat es in England nicht gegeben. Nur in den dürftig erhaltenen Resten der weltlichen Lyrik und den Anfängen des geistlichen Dramas sind volkstümliche Züge erkennbar, wie sie besonders in der etwas späteren Balladendichtung, die heimische und sagen-

hafte Stoffe behandelt, deutlicher hervortreten Wie aber der Zusammenhang mit der alt-englischen Dichtung und den altgermanischen Vorstellungen allmählich ganz verblaßte, so vollzog sich auch im Laufe der in Rede stehenden Jahrhunderte mit der politischen und sozialen Verschmelzung der beiden Völkerschaften eine durchgreifende Wandlung in der Sprache Englands. Die vollen Endsilben des Altenglischen wurden immer mehr abgeschwächt, die mannigfaltige Flexion verfiel oder wurde wesentlich vereinfacht, französische Wörter und Wendungen verdrängten in immer wachsender Zahl die altheimische Ausdrucksweise, obwohl der germanische Grundzug derselben bis heute erhalten geblieben ist. So prägte sich auch in der Rede des Volkes das Emporkommen eines neuen Geschlechtes aus.

Erst als nach dem Verschwinden der anglo-französischen Sprache des Amts und der Vornehmen das Englische wieder hoffähig geworden war, konnte sich seine Literatur zu neuer Blüte entfalten, zu deren hervorragenden Schöpfungen wir auch das mehr volkstümliche Gedicht William Langlands vom Traumgesicht Peters des Pflügers rechnen müssen. Vor allem aber sind es Männer wie Gower und Chaucer, deren Werke hierzu verholfen haben, namentlich der letztere, der selbst, wie der Name besagt, französischer Abstammung, in seinem köstlichen Humor französischen Witz mit germanischer Gemütsart vereinigte und in Ernst und Scherz der folgenden Generation von Dichtern und Dichterlingen seinen Stempel aufgedrückt hat. Freilich sind seine Vorbilder römische und romanische Meister gewesen, und von altenglischer Überlieferung ist wenig bei ihm zu spüren, wenn er auch Gestalten des eigenen Volkes realistisch treffend zu zeichnen versteht.

Fahren wir nunmehr mit der geschichtlichen Betrachtung fort. Nach dem Sturze des unglücklichen zweiten Richard gelangte das Haus Lancaster, ein Zweig der Platagenetfamilie, mit Heinrich IV. auf den englischen Thron, der während seiner kurzen Regierung mit den Aufständen unzufriedener Großen zu ringen hatte. Besonders bestrebte er sich aber, die Anhänger Wiclifs, die Lollarden, und deren Reformversuche zu unterdrücken, was jedoch völlig erst seinem Nachfolger Heinrich V. durch grausame Hinrichtung aller verdächtigen Ketzer gelang. Vor allem aber war dieser darauf bedacht, die Erbansprüche seines Ahnen auf Frankreich durchzusetzen. Zwar gewann er den glänzenden Sieg bei Azincourt über die Franzosen, doch, was charakteristisch für den neuenglischen Geist ist, nicht durch ritterliche Waffen, sondern, wie auch sein Vorfahr, der Schwarze Prinz, Sohn Eduards III., bei Crécy und bei Poitiers siegte, durch die Wirkung seiner Bogenschützen, die den bäuerlichen Ständen angehörten. Aber trotz dieses und anderer Erfolge vermochte der kriegerische Monarch nicht die französischen Besitzungen der englischen Krone dauernd zu sichern, die vielmehr nach seinem frühzeitigen Tode durch das heldenmütige Mädchen Johanna d'Arc für immer verloren gingen. Vorläufig wurde aber der Krieg während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs VI., vom Adel, der die Macht in Händen hielt, mit unvermindertem Eifer fortgesetzt, jedoch nicht aus patriotischen Beweggründen, sondern aus reiner Beutelust: Metzeleien und Plünderungen bezeichneten den Weg, den die englischen Heerführer zogen, während die durch die fortwährenden Kriege angehäuften Schulden das Volk daheim schwer bedrückten.

Den übrigen Teil des 15. Jahrhunderts nahmen fast ausschließlich die furchtbaren Kämpfe zwischen den beiden Rosen ein, der mit gegenseitiger Grausamkeit geführte Krieg zwischen den verwandten Häusern Lancaster und York, der das Land selbst weniger verheerte, als vielmehr unter den alten Adelsgeschlechtern wütete, von denen manche durch Tod auf dem Schlachtfelde oder mehr noch durch Mord und Hinrichtung völlig vernichtet wurden. Selbst Mitglieder der Königsfamilie wurden auf diese Weise beiseite geschafft, worin sich namentlich der schreckliche König Richard III. hervortat, dessen Regierungszeit glücklicherweise nicht lange währte.

Aber auch das nun folgende, aus der Vereinigung der beiden Rosen hervorgegangene Geschlecht der Tudors, so nach dem walisischen Stammvater benannt, unterscheidet sich nicht durch größere Milde und Gerechtigkeitsliebe von den Vorgängern. Im Gegenteil war die Herrschaft Heinrichs VII. und VIII. eine rein despotische, die beide den Adel unterdrückten, das bürgerliche Parlament in seiner Tätigkeit gänzlich auszuschalten suchten und habgierig nur ihren persönlichen Vorteil verfolgten. Besonders ist des letzteren blutreiche Regierungszeit, seine Selbstsucht und Wollust zu wohl bekannt, um einer weiteren Ausführung zu benötigen. Wenn er den Protestantismus, wohlverstanden mit starkem Einschlag der katholischen Kircheneinrichtung, in sein Land einführte, so geschah dies nicht aus tiefer religiöser Überzeugung, sondern aus Trotz gegen den Papst und aus dem Wunsche, auch in religiösen Angelegenheiten sein eigener Herr zu sein. Seine ihm in der Regierung folgende Tochter, die katholische Maria, suchte ihrerseits ihre Religion wieder zur Herrschaft zu bringen und scheute nicht vor blutiger Ketzerverfolgung. Selbst ihre Schwester, die große Elisabeth, war im wesentlichen despotisch, wenn ihre Staatsklugheit sie auch von Gewalttätigkeiten abhielt, durch die sie die durch manche Vorzüge erlangte Liebe des Volkes hätte verscherzen können, welches die feige Hinrichtung der unglücklichen schottischen Königin als eine Tat begrüßte, die der Schutz des bedrohten Protestantismus erheischte. Ihre mit Verstellungskunst gepaarte äußere Politik brachte das Ansehen ihres Reiches zu hoher Geltung, und kühne Seefahrer, wie Howard, Drake und Raleigh, legten den ersten Grund zum Erwerb englischer Kolonien und der weltbeherrschenden Seemacht. Auch die Literatur, nachdem sie über ein Jahrhundert so gut wie brach gelegen oder doch nur mittelmäßige Erzeugnisse hervorgebracht hatte, gelangte unter ihrer Regierung zur höchsten Blüte, gehoben durch die Einwirkung der Renaissance und fremder Muster, aber in durchaus bodenständiger Ausgestaltung, namentlich auf dem Gebiete des Dramas, am herrlichsten durch Shaksperes unsterbliche Werke. In ihnen läßt sich neben echt englischen, realistischen Zügen noch der grüblerische, zur Schwermut neigende Sinn der germanischen Vorfahren erkennen, und an diese erinnert auch das Hauptwerk eines etwas späteren großen Dichters, Miltons „Verlorenes Paradies", insofern darin Anklänge an die altenglische christliche Epik wahrnehmbar sind.

Die jungfräuliche Königin war die letzte ihres Geschlechts der ursprünglichen französischen Plantagenets, denn nach ihr kam die Krone auf das Haupt fremder Abkömmlinge, zunächst auf das der schottischen Stuarts, die mit dem englischen

Königshause nur entfernt verwandt waren. Die Regierungszeit dieser törichten, verblendeten und eigenwilligen Fürsten war kein Segen für England; der zweite in ihrer Reihe, Karl I., stürzte das Land durch seine Falschheit und Selbstsucht in einen blutigen Bürgerkrieg, der mit seiner Hinrichtung endete, während die Leichtfertigkeit und Genußsucht des dritten, Karls II., der Nation ein übles Beispiel gaben. Nachdem noch kurze Zeit der ernste Wilhelm von Oranien das Zepter geführt hatte, ging es in die Hände des Hauses Hannover über, dessen schwächliche Fürsten nicht viel mehr als Schattenkönige waren und wenig Ehre für ihr Heimatland einlegten. Dagegen gelangte während des 17. Jahrhunderts eine Macht, zunächst auf religiösem Gebiet, zu hohem Einfluß: der Puritanismus, der dem üppigen Hofleben streng-moralisch gegenübertrat, nüchtern, ja kleinlich, allen äußern Glanz und alle Freuden des Lebens einschließlich der Kunst verschmähte, aber bürgerliche Tüchtigkeit zur Geltung brachte, andererseits jedoch auch das Bewußtsein in seinen Anhängern erzeugte, die reinste, einzig wahre Auffassung der Religion zu sein, und geringschätzig auf alle anderen Bekenntnisse herabblickte: eine Überzeugung, die, wenn auch die strengen Forderungen an die Lebensweise der Puritaner wesentlich gemildert sind, in England heute noch fortbesteht. Diese Richtung führte Oliver Cromwell zum Siege über das Königtum und die Staatskirche, aber als Protektor oder Präsident der englischen Republik betrieb er die Politik im selben Sinne wie seine Vorgänger auf dem Throne: er schreckte ebensowenig vor Rücksichtslosigkeiten und Gewaltmaßregeln zurück wie jene, um die von ihm erstrebten Ziele zu erreichen. Er befestigte aber den Einfluß des Parlaments, dessen Wirksamkeit die Stuarts einzuschränken bemüht waren, und das später die Gesetze erließ, welche die Freiheit eines jeden Engländers verbürgen, worauf dieser seither so stolz ist.

Auch nach Cromwell haben befähigte und energische Staatsmänner, wie Walpole, die Pitts, Burke, Canning usw. bis auf den heutigen Diktator, den Walliser Lloyd George, die Geschicke Englands unabhängig von den dem Namen nach regierenden Fürsten, gelenkt, stets darauf bedacht, das Ansehen und den Wohlstand des Landes zu fördern. Vor allem geschah dies auf kommerziellem und industriellem Gebiet, doch gleichgültig gegen die Moralität der Mittel, deren man sich dazu bediente, sei es, daß man Söldnerheere — leider öfters deutsche! — in die Kämpfe des europäischen Festlandes oder in den Kolonien eingreifen ließ, sei es, daß man der zu Englands Vorteil kriegführenden Partei Geldunterstützung gewährte. Wie bei den früheren Fürsten, deren Typus neuerdings Eduard VII. — obwohl einem deutschen Vater entsprossen — in voller Reinheit verkörperte, galt es stets Gewinn von Reichtum, Erwerb fremder Gebiete und Erhöhung der politischen Macht, selbst unter Mißachtung fremder Rechte und, wenn nötig, mit Gewaltmitteln zu verfolgen. Nicht zu leugnen ist, daß England mitunter auch für idealere Ziele und humanitäre Bestrebungen, wie Befreiung der Sklaven und Missionen zur Heidenbekehrung, eingetreten ist, doch nie, ohne bei der Ausführung menschenfreundlicher Anregungen den eigenen Vosteil aus dem Auge zu lassen.

Schlecht harmoniert mit der politischen Freiheit im eigenen Lande die harte Bedrückung und Entrechtung der um ihre Selbständigkeit ringenden Völker, wie der

Iren, und das habgierige Aussaugungssystem im unglücklichen Indien, und welcher Hohn auf die zur Schau getragene Humanität jener Krieg gegen China, um den für Englands Kaufleute einträglichen, dem chinesischen Volke so verderblichen Opiumhandel zu schützen! Schlecht harmoniert auch das Wohlleben der vornehmen und begüterten Kreise mit dem Elend und der Unbildung der niederen Volksklassen, die in England zum Teil noch schlimmer und tiefer dastehen als in anderen Ländern.

Blicken wir wieder auf die Stellung des englischen Volkes zur Dichtkunst in dem eben skizzierten Zeitabschnitt, so ist anzuerkennen, daß es genug Männer und auch Frauen von Bedeutung auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, doch ist deren Wirkung großenteils auf einen engeren Kreis von Gebildeten beschränkt geblieben, ohne tiefer in das Volk einzudringen. Eigentlich tonangebend hat England aber nur in den populären Wochenschriften und im Roman gewirkt; der Abenteuerroman des Defoe, der satirische Swifts, der Familienroman Richardsons, Fieldings und Goldsmiths, der humoristisch-sentimentale Sternes, der historische Scotts, der humoristisch-soziale des Dickens u. a. sind alle weltbekannt geworden und haben bei andern Völkern zahlreiche Nachahmer gefunden, wie auch diese Schöpfungen im englischen Publikum zu ihrer Zeit weit verbreitet waren und zum Teil noch heute sind. Neuerdings sind aber der dem roheren Geschmack der breiten Massen huldigende sensationelle Roman und die Detektivgeschichten, die leider auch bei uns einen mehr als zu billigenden Anklang gefunden haben, in den Vordergrund getreten, wie auch die zahlreichen Zeitschriften, bis auf einige altbewährte Ausnahmen, mehr der oberflächlichen Unterhaltung als der geistigen Vertiefung dienen. Und so trachten auch die meisten Schriftsteller und Herausgeber mehr danach, ihre Taschen zu füllen, als wahre Bildung und guten Geschmack zu verbreiten. Ähnlich steht es mit dem Drama. Die kunstgemäße Tragödie und das feinere Lustspiel, dessen achtbarster Vertreter der Ire Sheridan im 18. Jahrhundert war (wie auch heutzutage der originellste englische Theaterschriftsteller, Bernard Shaw, ein Ire ist), haben in England seit den Tagen der großen Dramatiker im elisabethanischen Zeitalter nur geringe Pflege gefunden, da ihre Aufführung sich nicht bezahlt genug macht, und wenn heutzutage Shakspere gespielt wird, so geschieht dies mehr, um großen Mimen Gelegenheit zu einer Glanzrolle zu bieten als aus Liebe zum Werke selbst, das der großen Masse unverständlich geworden ist. Dagegen stehen das Sensationsdrama, das Ausstattungsstück und die derbere Posse in hoher Blüte, die mehr materiellen Gewinn bringen als jene.

Von den literarisch bedeutenden Lyrikern Englands sind nur wenige wirklich volkstümlich geworden oder haben sonst einen weitergehenden Einfluß ausgeübt, und diese waren dazu meist unenglischer Abkunft und trugen keltisches Blut in ihren Adern. Unter den sentimentalen Dichtern des 18. Jahrhunderts ragt am meisten der Schotte Macpherson mit seinem schwermütigen Ossian hervor, der auch in der deutschen Literatur ein vielfaches Echo geweckt hat. Sangbare Lieder, denen sie selbst Volksweisen zugrunde gelegt haben, rühren vom Schotten Burns, einem der größten Lyriker aller Zeiten, und vom Iren Thomas Moore her, während der von Goethe so hoch geschätzte Lord Byron, dessen Mutter eine Schottin war, in England ein nur geringes Ansehen genießt. Gedichte der englischen Romantiker,

wie Wordsworth und Tennyson, mögen wohl auch in weiteren Kreisen beliebt sein, aber so volkstümlich wie viele bei uns täglich von jung und alt gesungene Lieder unserer Romantiker, die in England als zu überschwenglich belächelt werden, sind sie nicht geworden. Überhaupt ist die Liebe zur Musik dort drüben bei weitem nicht so heimisch wie hier zu Lande; gewiß zeigen auch dort Gebildete und Begabte das richtige Verständnis für diese Kunst, selbst für die Werke der großen deutschen Tondichter. Aber produktiv sind die Engländer auf diesem Gebiete nur in geringem Maße gewesen, entlehnen doch selbst ihre zahlreich vorhandenen, meist mundartlich begrenzten, Volkslieder ihre Weisen oft den keltischen Nachbarn. So recht gangbar sind bei ihnen nur leicht ins Ohr fallende Melodien, was auch in charakteristischer Weise in ihren Kirchenliedern hervortritt, die sich in ihrem lebhafteren Tempo wesentlich von unseren feierlichen, wuchtigen Chorälen unterscheiden.

Im übrigen herrscht im heutigen England ein reges religiöses Leben, es beschränkt sich aber im wesentlichen auf die Beobachtung kirchlicher Gewohnheiten, wie auch die reichlich vorhandene religiöse Literatur zumeist aus Erbauungsschriften aller Art besteht, doch ein tieferes Eindringen in geistliche Probleme vorsichtig vermeidet. Die letzte Bewegung auf diesem Gebiete, welche die Gemüter der Gläubigen vor einigen Jahrzehnten lebhafter ergriff, hatte indes durchaus nichts Fortschrittliches an sich, entsprang vielmehr dem Bestreben einiger Eiferer, die protestantische Staatskirche der römisch-katholischen näher zu bringen, und endigte mit dem Übertritt vieler Protestanten, darunter auch etlicher Priester, zum alleinseligmachenden Glauben.

Überschauen wir nunmehr das Ganze meiner vorherigen Ausführungen, so müssen wir wohl zu dem Schlusse kommen, daß die heutigen Engländer mehr als in einem Zuge von dem Bilde abweichen, das wir uns von ihren Vorvätern gemacht haben. Zwar verleugnen sie nicht in allem ihre germanische Abstammung, noch hat sich ihre Wandlung auf einen Schlag, sondern nur allmählich vollzogen, immerhin ist der Unterschied zwischen dem heutigen Durchschnittsengländer und jenen alten Angeln und Sachsen nichtsdestoweniger bemerkbar. Und wenn in meiner geschichtlichen Übersicht hauptsächlich nur Könige genannt sind, so wäre es an und für sich schon verständlich, daß deren Wesensart bei ihrer Machtstellung im Mittelalter auch vielfach bei den Untertanen Nachahmung und Angleichung geweckt hat. Aber es ist nicht nur das Fürstengeschlecht aus fremdem Lande nach England übergesiedelt, sondern auch dessen Gefolgschaft, die an Zahl von späteren Einwanderern noch vermehrt wurde, worauf auch jetzt noch viele Familiennamen (Greville, Chamberlain, Spencer, Beaumont) hindeuten. Überdies ist auch ein gewisser Einfluß der früheren dänisch-norwegischen Eindringlinge, die den französierten Normannen stammverwandt waren, auf die Charakterbildung der Angeln anzunehmen, der in der Sprachbildung sicher nachweisbar ist.

Was nun die einzelnen angeführten Züge betrifft, so ist die Kampffreudigkeit und Fehdelust, die so deutlich aus den alten Heldenliedern spricht, allmählich verblichen. Allerdings sehen wir noch im Mittelalter die Könige französischer Abstammung an der Spitze ihrer Heerscharen in den Krieg ziehen und wissen, daß auch der Adel, dem damals herrschenden Geiste des Rittertums entsprechend, von

Abenteuerlust erfüllt war. Das Volk dagegen, der Bürger- und Bauernstand, nahm hieran, wenn nicht Lehnspflicht oder eigene Not dazu zwang, keinen Teil. Die späteren häufigen auswärtigen Kriege wurden vielmehr von Söldnerheeren geführt, die heimischen von Milizen, deren Offizierstellen zumeist die jüngeren, vermögenslosen Söhne des Adels oder auch der besseren Bürgerfamilien einnahmen. Das persönliche Kraftbewußtsein des jetzigen Engländers findet dagegen in friedlicherer Art seinen Ausdruck: in der Freude an körperlichen Übungen und an Wettkämpfen, die ja auch vielfach bei andern Völkern Eingang gefunden haben. So wurde die englische Nation selbst unkriegerisch, und der besonders früher oft aus allerhand Gesindel geworbene Soldatenstand wurde mit Mißachtung angesehen, bis die gegenwärtige Not der Zeit eine — wohl nur vorübergehende — Änderung herbeigeführt hat.

Ebenso verspüren wir bei den Herrschern aus normännisch-französischem Geblüt nichts von der milden Gesinnung, der christlichen Demut und der selbstlosen Sorge für das Wohl des Volkes, die uns namentlich bei den späteren altenglischen Königen entgegentritt. Vielmehr zeichnen sich alle mehr oder weniger durch das rücksichtslose Streben nach eigener Macht und eigenem Vorteil aus. Und ebenso rücksichtslos verfahren sie und nachmals die leitenden Staatsmänner, wenn es gilt, andere Völkerschaften für den Nutzen des Reiches auszubetuen. Durch die unbestreitbaren Erfolge in Politik, Handel und Industrie fühlt sich der Engländer überall als Herr, während der altenglische Stamm offenbar durch zu große Weichheit und Nachgiebigkeit gegen fremde Eindringlinge untergegangen ist. Jetzt sind materieller Erwerb und behaglicher Lebensgenuß das Hauptziel der Mehrheit des ganzen Volkes geworden. Die Bewunderung des heldenmütigen Kriegers, die Treue des Gefolgsmannes, die tiefe, schwermütige Lebensauffassung in der Dichtung ist bei der großen Masse wie selbst bei vielen Gebildeten der Sucht nach groben Effekten und seichter Unterhaltung gewichen.

So sehen wir, wenn es auch nicht an idealen Gestalten in der englischen Geschichte und Literatur mangelt, im ganzen eine Wesensart, die sich auch in der vom germanischen Typus abweichenden körperlichen Erscheinung kund tut, in dem heutigen Engländer ausgeprägt, welche ihn merklich von dem Angelsachsen unterscheidet, dessen Abkömmling er sich nur mit geringem Rechte nennt. Noch mehr gilt dies vom Nordamerikaner, der an Erwerbssinn, Geschäftskniffen und an kriegerischer Abneigung seinen Vetter im alten Stammlande womöglich noch übertrifft.

STREIFLICHTER

Nachruf. — Im Verlaufe dieses Jahres sind uns zwei Mitglieder durch den Tod entrissen worden, die von Anfang an treu für unsere Sache gewirkt haben: der Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek in Charlottenburg und Direktor Dr. Slamenik in Prerau. Was Dziobek in seinem wissenschaftlichen Beruf als Lehrer der Mathematik an der Technischen Hochschule Rühmliches geleistet hat, unterliegt nicht unserer Beurteilung. Aber sein stilles und doch persönlich so wertvolles

Wirken inmitten unserer Gesellschaft wird bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, ein unvergeßliches Andenken hinterlassen. Er war eine feinsinnige und bei aller Liebenswürdigkeit tiefernste Natur, die sich fort und fort gedrungen fühlte, den Geheimnissen der Welt und des Lebens nachzuspüren. Mit ihm ist eine lichtvolle Gestalt aus unserem Kreise geschieden. — Direktor Slamenik zu Prerau in Mähren war ein Mitbegründer unserer Comenius-Gesellschaft und zugleich ein treuer Mitarbeiter an unseren Monatsheften. Seine Beiträge waren von dem Geist echter Wissenschaftlichkeit erfüllt. Was sie besonders auszeichnete, war die peinliche Sorgfalt der Forschung und die unbeeinflußbare Wahrheitsstrenge. Alle diese Aufsätze enthalten Untersuchungen und Darstellungen höchst wertvoller Art; insbesondere ist ihm die Comenius-Literatur zu außerordentlichem Danke verpflichtet. Aus jeder Zeile, die dieser treffliche Mann veröffentlichte, sprach ein edler und freier Geist. So hinterläßt der Heimgegangene in unseren Reihen eine unausfüllbare Lücke, und wir rufen ihn schmerzerfüllt nach: Have pia anima!

Hegel-Preisaufgabe. Die Philosophische Gesellschaft zu Berlin hat zum Andenken an die 150. Wiederkehr von Hegels Geburtstag eine Preisaufgabe gestellt. Das Thema lautet: „Hegels Begriff der Gesellschaft und seine Nachwirkungen.“ Der Preis beträgt 1000 M.; Preisrichter sind: Dr. B. K. Engel, Pastor Georg Lasson, Hochschuldozent Dr. A. Liebert und Prof. Ferd. Jak. Schmidt. Die Arbeiten müssen als Erkennungszeichen ein Motto enthalten, und es ist ihnen in einem mit dem gleichen Motto versehenen Briefe Name, Stand und Wohnung des Verfassers beizufügen. Sie müssen bis zum 30. April 1920 an den Unterzeichneten eingereicht werden.

Ferd. Jak. Schmidt.

Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. — Über diesen Gegenstand spricht sich der Nationalrat Friedrich Wichtl in einem bei J. F. Lehmann in München erschienenen Buche aus.

Der Verfasser ist nicht unterrichtet: er faselt von einer Weltfreimaurerei, die es nie gegeben hat und niemals geben wird. Denn es fehlt an einer zentralen Organisation, einem Gesamtoberhaupte der Freimaurerei, einer Gesamtvertretung der nationalen Großlogen, einem gemeinsamen Kongresse, zentraler Verwaltung, zentralen Kassen usw. Die nationalen Gruppen der Brüderschaft stehen einander schroff gegenüber: romanische und germanische Freimaurerei haben nichts miteinander gemein als die Idee des allgemeinen Menschentums. Daneben stehen die nordische, englisch-amerikanische, slavische, ungarische, orientalische usw. K. K., alle grundverschieden in ihren Zielen und ihren Mitteln und gar nicht miteinander zu vergleichen, viel weniger noch miteinander zu vereinigen. Der Verfasser dieses Buches weiß auch offenbar nicht, daß schon 1717 durch das Konstitutionenbuch streng verboten wurde, politische und religiöse Fragen über die Schwellen der Bauhütten zu bringen und in der Loge zu erörtern. Wenn die romanische, slawische und ungarische Freimaurerei davon abgewichen ist, so doch niemals die germanische, englisch-amerikanische, nordische usw.; es kann also auch in dieser Hinsicht nicht von Weltfreimaurerei, Weltrevolution und Weltrepublik gesprochen werden. Wie die Idee und der Weg zum Ziele der ernsthaft betriebenen K. K., so ist dem Verfasser auch deren Geschichte fremd. Er arbeitet mit herausgerissenen Zitaten, um einen voreingenommenen Standpunkt zu vertreten und ein bestimmtes Resultat zu beweisen. Von Wissenschaft ist in dem Buche gar nicht die Rede. Alles ist verzerrt und durcheinander geworfen, obgleich er sich hätte leicht unterrichten können. Ich verweise da auf meine freimaurerische Bibliographie. Das Buch ist wertlos.

Wolfstieg

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON FERDINAND JAKOB SCHMIDT

VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

XI. Jahrg. | Berlin, im Juli 1919 | Nr. 4

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

LINDNER, THEODOR: Weltgeschichte der letzten hundert Jahre (1815—1914). II. Band: Geschichte Europas und der außereuropäischen Staaten bis zum Beginn des Weltkrieges. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart u. Berlin 1916. XIV u. 524 S. Geb. M 8.—.

Leider etwas verspätet erscheint diese Besprechung des 2. Bandes von Lindners Weltgeschichte der letzten hundert Jahre, die zugleich den Schlußband seiner Weltgeschichte seit der Völkerwanderung bildet. (Vgl. meine Besprechung des 1. Bandes Lit.-Ber. der Com.-Ges., Dezember 1915.) Dieser neue Band steht stark unter dem Einfluß des Weltkrieges. Ich meine damit nicht nur den Umstand, daß L. darauf verzichtet hat, die Kultur des 19. Jahrhunderts zu behandeln; er erklärt selbst, ihm habe unter den ungeheuren Ereignissen die Ruhe dazu gefehlt. Bedauernswert bleibt es immerhin. Viel wichtiger aber erscheint mir, daß sich dem Verfasser der gesamte Plan seiner Arbeit verschoben hat. „Weltgeschichte" nannte sich auch der vorige Band; aber die Rede war durchgängig von Europa. Es erklärte sich das von der Grundanschauung Lindners, der er im 2. Bande S. 209 Ausdruck gegeben hat. Ihm erschien Europa als der Mittelpunkt der Welt, „hatte es doch eine Zeitlang geschienen, als werde dieser kleinste Erdteil sich die ganze Welt dienstpflichtig machen, sie seiner Kultur unterwerfen". Wäre der Weltkrieg nicht entstanden, so würde der vorliegende Band sich mit einer kurzen Übersicht über die anderen Erdteile begnügt und die Verflechtungen der europäischen Geschicke mit ihnen durchaus vom europäischen Gesichtskreis aus geschildert haben. Aber Lindner muß selbst zugestehen, daß jene Ansicht „ein Phantom" war, ein „Phantom, das bereits geschwunden". Der Rahmen seiner Geschichtsschreibung hat sich als zu eng erwiesen; von der Bahn der europäischen Geschichtsschreibung mußte er unter den Eindrücken der ungeheuren Geschehnisse der Gegenwart in die der universalen Historie hinüberlenken. Darin aber liegt doch unzweifelhaft eine Kritik der früheren Bände, die sie zwar durchaus nicht wertlos erscheinen läßt, aber doch ihre Bedeutung einschränkt. Eine Weltgeschichte kann eben nur vom universalen Standpunkte aus geschrieben werden.

Daß die Schwenkung in diesem Bande nun nicht restlos geglückt ist, wem könnte es Wunder nehmen. Ohne Risse und Brüche geht es nicht ab. Die Schwierigkeiten der Aufgabe sind natürlich nicht zu verkennen. Wenn irgendwo, so macht sich vor allem hier die Schwierigkeit geltend, das Nebeneinander in der Zeit in das Nacheinander der Darstellung zu verwandeln. Es läßt sich schwer vermeiden, daß Zusammengehöriges auseinandergerissen wird; der Zusammenhang wird dadurch leicht ver-

dunkelt, man erhält beim Lesen nicht dasselbe klare Bild, das vielleicht vorher vor unserem geistigen Auge stand. Die kausalen Zusammenhänge, die Abhängigkeit, das Zusammenwirken der einzelnen Faktoren treten nicht klar hervor. Nur ein ganz großer Künstler könnte dieser Gefahren Herr werden. Lindner ist ihnen nicht überall entgangen. Manche komplizierte Ereignisse und Zustände sind auf eine zu einfache Formel gebracht; häufig gibt er auch nur Autzählung der Vorgänge, ohne genetisch zu entwickeln. Zuweilen bleibt die Darstellung, die doch für weitere Kreise berechnet ist, unklar. Auch der Stil ist nicht selten schwerfällig, nicht genügend gefeilt, zu gleichmäßig trocken dahinfließend. Belege dafür können hier nicht gegeben werden.

Alles das gilt für einzelne Teile Das Buch st recht ungleichmäßig gearbeitet. Ihnen stehen wieder andere gegenüber, die in jeder der erwähnten Beziehungen erfreulich sind. In ihnen bewundert man wieder die sichere Beherrschung des gewaltigen Stoffes, das tiefe Eindringen in ihn, die klare Darlegung der Zusammenhänge, erfreut sich an der lebhaften, temperamentvollen Darstellung, die keine Ermüdung aufkommen läßt. Das gilt u. a. für die Partien, die den Krieg von 1870/71 behandeln (wiewohl da z. B. die Emser Vorgänge doch zu einfach dargestellt sind), oder die Abschnitte, die von Amerika handeln, ferner vieles, was mit dem Weltkriege im Zusammenhang steht. Manches ist freilich auch da schief und zu sehr moralisierend im Urteil.

So kann man leider nicht ohne Bedauern von diesem Werke scheiden. Die Freude an seiner Lektüre ist nicht ungetrübt. Aber das sei doch zum Schluß nochmals betont: eine gewaltige Arbeit steckt darin; vieles ist trefflich und bereitet vollen Genuß und gewährt reiche Belehrung. Und das Ganze ist getragen von einer ehrlichen, treuen, deutschen Gesinnung und unerschütterlichem Glauben an den endlichen Sieg des Guten.

Wilh. Steffens-Bartenstein

Der Leuchter. Weltanschauung und Lebensgestaltung. A. v. GLEICHEN-RUSSWURM u. a. Darmstadt: Reichl 1919. 418 S. 8°. Geb. M 15.—.

In der Überzeugung, daß die ganze heutige Bewegung im Grunde aus Fragen der Weltanschauung und der Lebensgestaltung entsprungen ist, und daß ein Wiederaufbau unseres Vaterlandes nur von innen heraus und von unten herauf gelingen kann, indem an Stelle seelenloser Abhängigkeiten Freiheit und Menschenwürde treten, ergreifen hier Männer, wie A. v. Gleichen, H. v. Keyserling, L. v. Wiese, J. v. Uexküll, Wiechert, Hefele, Scheler, Ernst Troeltsch, C. Hauptmann, R. v. Delius, Arthur Bonus, H. Driesch und Arthur Liebert, also Männer, die der deutschen Nation etwas Gediegenes zu sagen haben und die man hören sollte, das Wort, um nach den verschiedensten Seiten hin die vorliegenden Probleme der Zeit zu behandeln. Sie wollen diese schweren Bewegungen, in denen wir — vielfach verzagend und halb gelähmt — leben, denen, die noch Ohren haben und Wetterzeichen unter kluger, von Furcht und Hoffnung nicht bewegter Leitung noch zu deuten lernen können, sehend machen und, was an ihnen, den Führern, ist, jetzt tun, um den gebildeten und bildungshungrigen Deutschen zu bewegen, an dem Wiederaufbau Deutschlands freudig und hoffnungsvoll wieder mitzuarbeiten. Das Alte, Vergangene, Tote ist tot. Ändert euren Sinn, lernt verstehen, verzeihen und für das Neue zu arbeiten, und bald wird alles, was lebendig war und hinüber gerettet werden konnte, „im blendend strahlenden Lichte unbekannter Zukunft“ erscheinen. Die jetzt herrschende Richtung hatte in ihrem Materialismus und Naturalismus ganz vergessen daß es der Beruf des Deutschen ist, den Idealismus in der Welt zu verbreiten, aber einen solchen Idealismus, der zu einer wahren Seinsgestaltung führt. Diesen Idealismus müssen wir in der neuen Zeit wieder

suchen und finden; der Deutsche muß über eine hemmende Erbanlage hinweg durch alle Reflexion hindurch einmal zur frischen Tat, aber zu einer Tat um ihrer selbst willen und doch zu ganz persönlicher Tat kommen. — Das Buch ist sehr gediegen und für unsere Generation äußerst wertvoll, auch wegen seiner Mannigfaltigkeit hochinteressant. Ein empfehlendes Wort brauche ich gar nicht erst hinzuzufügen.

Wolfstieg

Orientalische und griechische Zahlensymbolik. Ein Beitrag zu meinem System der alttestamentlichen Zahlenwerte. Von Prof. OSKAR FISCHER. Leipzig: Strübig 1918. 57 S. 8°. M 1.50.

Man hat sich über das System des Verfassers, welches ich in Monatsheften für Volkserziehung, Bd. 27. 1918. H. 2, S. 3* besprochen habe, in den Rezensionen meist nicht sehr wohlwollend geäußert und ihm häufig den Vorwurf starker Subjektivität und Willkürlichkeit gemacht. Ich kann das nicht finden; Mystik und Mysterien vertragen nun einmal für ihre Lösung die rein objektive, philologisch-historische Methode nicht. Es steckt ja etwas in und hinter ihnen, das verschleiert werden soll, und das mit der schärfsten Zange rein wissenschaftlicher Kritik nicht herauszuholen sein wird. Es ist hier ein gewisses Maß von Intuition und künstlerischer Wertung, ja direkter Ahnung und innigem Anempfinden nötig. Wer wissen will, warum die Pythagoräer keine Bohnen aßen (Fischer S. 34), kann lange mit seinen philologisch-kritischen Netzen fischen gehen, ohne etwas zu fangen; Fischers Zahlensymbolik macht das Rätsel schnell sehr plausibel: die Bohnen haben die Zahlenwerte des aufspringenden Höllenschlundes. Symbolik ist eine sehr unsichere Sache, vornehmlich Zahlen- (Mysterien-) Symbolik. Dessen bin ich mir sehr wohl bewußt. Aber sie ist doch vorhanden gewesen, und es hat viele Leute gegeben, die an sie geglaubt haben. Darum ist sie real und reell und man muß den Forschern, wie Fischer, nur dankbar sein, wenn sie mit unendlichem Fleiße und unsäglicher Mühe versuchen, der schwierigen Materie Herr zu werden. Das vorliegende Heft behandelt nun die verschiedensten Stoffe aus dem Gebiete der griechischen Mysterien und der jüdischen Kabbala und ist für den, der sich mit solchen Themata beschäftigt, sicher hochinteressant, auch in seinen Einzelheiten. Fischer ist von der Richtigkeit seiner Entdeckung so überzeugt, daß er bemerkt, daß von irgendwelcher Unbestimmtheit oder Mehrdeutigkeit der Zahlenwerte in Buchstaben oder Worten so gut wie nicht die Rede sein kann. Und in der Tat: setzt man die Richtigkeit der Methode voraus, so ist die Folgerichtigkeit der Zahlen überraschend.

Wolfstieg

Die Philosophie des Altertums. Problemgeschichtliche und systematische Untersuchungen von Dr. RICHARD HÖNIGSWALD, a. o. Prof. der Philos. an der Univ. Breslau. München: Reinhardt 1917. XII, 431 S. 8°. M 16.90, geb. M 19.50.

Wir kennen Herrn Prof. Hönigswald von einem kleinen Vortrage her (MH. f. Volkserziehung, Bd. 27, 1918, Okt.-Hft., S. 14*), einem Vortrage, der den Referenten in der Tat so anregte und fesselte, daß er den Verlag um Überlassung der Hauptschrift dieses Verfassers bat. Diese liegt nun hier vor. H. ist ein Forscher, der mit Dilthey insofern übereinstimmt, als auch er den Inhalt aller Philosophie in dem Verstehen alles bisher bereits schon einmal Überdachten sieht, aber nicht wie Dilthey den Begriff dieser Wissenschaft und daher seine Aufgabe historisch, sondern systematisch begreift.

Es ist die Geschichte der Probleme, die den Verfasser allein interessiert, und insofern ist er ein Schüler Windelbands. „Nichts erschiene der Absicht des Verfassers weniger angemessen, nichts auch methodisch so unverantwortlich wie der Gedanke einer Art von Rückübersetzung seiner systematischen Betrachtungen und Ergebnisse ins Historische.“ Was H. will, ist das Aufweisen eines wissenschaftlichen Begriffes der Philosophie in der Folge der Zeiten. Dem bloßen regellosen Neben- und Durcheinander von Standpunkten, wie sie die Geschichte der Philosophie darstellt, hält er den von dem Begriffe der Wissenschaft nun einmal nicht zu trennenden systematischen Zusammenhang, die Kontinuität und die auf Gründen beruhende Einheit der philosophischen Probleme entgegen. Das Buch will auch nicht eine Philosophie der Philosophiegeschichte bieten, sondern das Problem festhalten und selber systematische Philosophie in zeitlicher Folge sein. — Darum geht der Verfasser vom „primitiven Menschen“ aus, behandelt zuerst die Frage der „Substanz“ in den kosmogonischen Mythen und wandelt dann in der Philosophie der Griechen Problem für Problem ab, indem er vergleichend bis auf die Neuzeit übergreift: der Vergleich zwischen Plato und Kant z. B., welcher sich in dem Kapitel „Zum Begriff der platonischen Idee“ findet, ist besonders interessant; auch auf § 5 S. 380 ff. weise ich hin und auf das, was S. 182 ff. von der Unsterblichkeit der Seele, und das, was weiterhin von der platonischen Psychologie und Staatslehre gesagt worden ist. Überhaupt, wohin man faßt, da gibt es Interessantes. Aber darüber täusche man sich nicht.: das Studium dieses Buches ist nicht leicht; es ist rein wissenschaftlich und keine Lektüre für Dilettanten. Das Buch setzt die Kenntnis der Geschichte der Philosophie eigentlich voraus und bietet nur dem wissenschaftlichen und ästhetischen Genuß, welcher bereits in der griechischen Weisheitslehre Bescheid weiß. Es wirtschaftet auch sehr viel mit Fremdworten und technischen Ausdrücken, schiebt griechische Worte und Zitate ein und schreit dem Leser geradezu das Odi profanum vulgus et arceo zu. Um so gediegener ist es in Forschungsmethode und Gedankenreichtum; wer bei der Lektüre durchhält, spürt Höhenluft.

Wolfstieg

Trennung von Staat und Kirche. Darlegung ihrer prinzipiellen Bedeutung wie ihrer organisatorischen und finanziellen Seite. Von W. KULEMANN, Landgerichtsrat a. D. Wolfenbüttel: Zwißler 1919. 96 S. 8°. M 1.60.

Verfasser war von dem vom Stadtkirchenrat Braunschweig eingesetzten Ausschusse zusammen mit Pastor Kühnhold beaufragt, zu untersuchen, in welcher Weise auf Grund des gegenwärtigen Zustandes der evangelischen Landeskirche am besten die Trennung von Staat und Kirche zu bewerkstelligen sei, ohne die kirchlichen Interessen zu beeinträchtigen. Es wird also von vornherein die Frage ausgeschaltet, ob die Trennung von Staat und Kirche anzustreben sei oder nicht, doch hat der Verfasser es dem Leser gegenüber für seine Pflicht erachtet, auch darüber wenigstens einige Andeutungen zu machen. Die beiden erstatteten Ausschußberichte nebst einem ihnen hinzugefügten Nachtrage werden abgedruckt. Dazu kommen noch einige Ausführungen des Verfassers über Bedeutung von Religion und Kirche für das Volksleben u. a. m. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß diese ganz objektiv gehaltenen Darlegungen neben dem Bredtschen Gutachten für das beste zu halten ist, was die schon stark angeschwollene Literatur über den Gegenstand darbietet.

Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.